

Hans-Jürgen Beck

Der jüdische Jesus in der Kunst. Teil 1

Der Jude Jesu bleibt außen vor! Dies war zunächst auch bei **Rembrandt** (1606-1669) der Fall gewesen. In seinen frühen Bildern bediente er sich etwa in der Darstellung der Tempelpriester durchaus noch der traditionellen negativen jüdischen Stereotypen. Doch änderte er seine Sicht auf das Judentum durch den intensiven persönlichen Kontakt, den er mit seinen jüdischen Nachbarn in Amsterdam im Laufe der Zeit aufbaute. 1639 erwarb er ein Haus inmitten des jüdischen Viertels, ganz in der Nähe der berühmten portugiesischen Synagoge. Kronzeuge dieser Entwicklung Rembrandts ist der berühmte Christuskopf aus der Berliner Gemäldegalerie oder wie er in der Inventarliste, die 1658 aus Anlass der Versteigerung von Rembrandts Hab und Gut angefertigt wurde, genannt wird: „Christus nach dem Leben“.

Das Bild zeigt den Kopf eines jungen Mannes mit langen dunklen Haaren in Dreiviertelansicht. Der Kopf ist leicht geneigt und nach links gewandt. Sein Blick spiegelt eine feinfühligke Sensibilität, menschliche Güte und in sich gekehrte Nachdenklichkeit wider. Erstmals in der Kunstgeschichte zeigt Rembrandt, der mit dem hieratisch überhöhten traditionellen Jesusbild bricht, Jesus als Menschen aus Fleisch und Blut. Darauf weist nicht nur das Fehlen des üblichen Heiligenscheins hin. Aus den Augen sprechen tiefe Menschlichkeit und introvertierte Versonnenheit. Diesem Jesus fehlt jede herrscherlich-heldische Geste. Er fordert, befiehlt, predigt und verkündigt nicht. Man hat den Eindruck, dass er einem Gesprächspartner, der ihm gegenüber sitzt und ihm seine Lebensgeschichte erzählt, mit höchster Offenheit, Anteilnahme und Konzentration zuhört. Manche Kunsthistoriker sehen in dem Christuskopf auch eine Darstellung Jesu während seines Gebets im Garten Gethsemane: Das Bild zeigte dann Jesus, der seinen Tod nahen sieht und sich nach intensivem Ringen schließlich in sein unmittelbar bevorstehendes Schicksal fügt. Für die Dichterin Anna Seghers, die 1924 ihre Doktorarbeit über „Jude und Judentum im Werke Rembrandts“ geschrieben hat, erscheint Jesus in dieser und ähnlichen Kopfstudien „nicht als vergöttlichter, auferstandener, nicht als überwirklicher“ Christus, sondern „in seinem menschlichen Dasein“.

Auch wenn Rembrandt Jesus nicht mit Kippa oder Gebetsriemen darstellt, die ihn eindeutig als Juden ausgewiesen hätten, so ist sich die Forschung doch weitestgehend einig, dass Rembrandt für sein Bild einen jungen Juden aus dem jüdischen Viertel Amsterdams als Modell herangezogen hat. Der Titel „**Christus nach dem Leben**“ wäre dann Ausdruck von Rembrandts Versuch, der Figur des Menschen Jesus so authentisch wie möglich nahe zu kommen. „*Er wollte*“, so der Kunsthistoriker Blaise Ducos, „*wissen, wie Christus wirklich ausgesehen haben könnte.*“ Allerdings weist Anna Seghers bereits darauf hin, dass Rembrandt das jüdische Modell „*ausschließlich als Me-*

dium einer christlichen Idee verwendet“ habe. Rembrandt habe sich seines jüdischen Modells also nur bedient, um in ihm das Bekenntnis zum christlichen Gott, der in Jesus Mensch geworden ist und sich der Menschheit menschlich zugewandt hat, sichtbar werden zu lassen. Insgesamt existieren sieben ähnliche Christusköpfe, die offenbar stets dasselbe Modell zeigen. Uneins ist sich die Zunft der Kunsthistoriker allerdings, welche der Köpfe tatsächlich von der Hand Rembrandts selbst stammen und welche von Schülern verfertigt wurden. Welche Bedeutung Rembrandt diesen Christusköpfen zugesprochen hat, zeigt die Tatsache, dass zwei von ihnen - der bereits erwähnten Inventarliste zufolge - in seinem Schlafzimmer gehangen haben. Doch Rembrandts Vorstoß bleibt in der Malerei der folgenden Jahrhunderte zunächst ohne Folgen. Kein Maler kommt mehr auf die Idee, einen Juden als Modell für Christus heranzuziehen.

Erst ab 1873 ist ein neuer Ansatz in der Darstellung Jesu festzustellen, der Jesus als Juden ernst nimmt. Eine Reihe jüdischer Künstler beginnt ab diesem Datum, Jesus für sich und das Judentum zu entdecken. Erstmals wurde Jesus als Jude dargestellt. Den Weg dorthin war dabei maßgeblich von der **deutschen Aufklärung** geebnet worden. Mit ihr wurde erstmals in der abendländischen Philosophie- und Theologiegeschichte die Frage nach dem historischen Jesus und dessen jüdischer Herkunft gestellt. Der Hamburger Gymnasialprofessor **Hermann Samuel Reimarus** (1694-1768), der Begründer der historisch-kritischen-Exegese, sah in Jesus den Vertreter einer praktischen Vernunftreligion, die erst durch seine Jünger verfälscht worden sei, indem sie Jesus Gottessohnschaft, Messianität, spektakuläre Wunder und die Auferstehung angedichtet hätten, um Macht und Einfluss zu gewinnen. Auch auf jüdischer Seite begann man mit **Moses Mendelssohn** (1729-86) damit, sich mit der Gestalt des historischen Jesus auseinanderzusetzen. Jesus erschien nun als gesetzestreuer Jude und Schriftgelehrter, der das Judentum nicht zerstören, sondern lediglich die wichtigsten jüdischen Vorstellungen neu interpretieren wollte. So meinte der große jüdische Philosoph in seiner 1783 erschienenen Spätschrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum“, in der er sich drei Jahre vor seinem Tod für eine Trennung von Kirche und Staat aussprach, dass Jesus und seine ersten Anhänger, die Thora nicht außer Kraft gesetzt, sondern sie zusammen mit den Weisungen der Rabbinen sogar eingehalten hätten:

Rembrandt; Christuskopf;
17. Jhdt.; Public Domain





„Jesus von Nazareth hat sich nie verlauten lassen, daß er gekommen sey, das Haus Jakob von dem Gesetze zu entbinden. Ja, er hat vielmehr mit ausdrücklichen Worten das Gegentheil gesagt; und was noch mehr ist, hat selbst das Gegentheil gethan. Jesus von Nazareth hat selbst nicht nur das Gesetz Moses; sondern auch die Satzungen der Rabbinen beobachtet, und was in den von ihm aufgezeichneten Reden und Handlungen dem zuwider zu seyn scheint, hat doch in der That nur dem ersten Anblicke nach, diesen Schein. Genau untersucht, stimmt alles nicht nur mit der Schrift, sondern auch mit der Überlieferung völlig überein. Wenn er gekommen ist, der eingerissenen Heucheley und Scheinheiligkeit zu steuern; so wird er sicherlich nicht das erste Beyspiel zur Scheinheiligkeit gegeben, und ein Gesetz durch Beyspiel autorisirt haben, das abgestellt und aufgehoben seyn sollte. Aus seinem ganzen Betragen, so wie aus dem Betragen seiner Jünger in der ersten Zeit, leuchtet vielmehr der rabbinische Grundsatz augenscheinlich hervor: Wer nicht im Gesetze geboren ist, darf sich an das Gesetz nicht binden; wer aber im Gesetze geboren ist, muß nach dem Gesetze leben, und nach dem Gesetze sterben. Haben seine Nachfolger in spätern Zeiten anders gedacht, und auch die Juden, die ihre Lehre annahmen, entbinden zu können geglaubt, so ist es sicherlich ohne seine Autorität geschehen.“

Mit dieser Deutung der Thorafrömmigkeit Jesu legte Mendelssohn das Fundament für eine Neubewertung Jesu als Juden sowohl aus christlicher als auch jüdischer Sicht. Doch sein Brückenschlag wurde lange Zeit nur von wenigen für eine Annäherung von Christen und Juden genützt: Die meisten Christen und Juden wollten nicht über diese Brücke gehen. Auf beiden Seiten fürchteten die Gläubigen wohl (allerdings völlig zu Unrecht), dass eine Heimholung Jesu ins Judentum ihr eigenes Glaubensgebäude erschüttern und in seiner Existenz gefährden könnte. Man setzte lieber auf Abgrenzung statt auf die gemeinsamen Wurzeln und Fundamente.

Doch einige jüdische Aufklärer gingen den von Mendelssohn eingeschlagenen Weg mutig weiter: Sie versuchten mit Hilfe des jüdischen Jesus, einen lebendigen Dialog zwischen Mutter- und Tochterreligion zu eröffnen. So holte der deutsche **Rabbiner Abraham Geiger** (1810-1874), der Mitbegründer des Reformjudentums,

Jesu in das Judentum zurück und ordnete dessen Lehren in den Kontext des pharisäischen Judentums ein, das sich wie er um eine Erneuerung und Liberalisierung der jüdisch religiösen Praxis seiner Zeit bemühte:

„Er war ein Jude, ein pharisäischer Jude mit galiläischer Färbung, ein Mann, der die Hoffnungen der Zeit theilte

und diese Hoffnung in sich erfüllt glaubte. Einen neuen Gedanken sprach er keineswegs aus, auch brach er nicht etwa die Schranken der Nationalität. [...] Er hob nicht im Entferntesten irgendetwas vom Judentum auf, er war ein Pharisäer, der auch in den Wegen Hillels ging, nicht auf jedes einzelne Äußerliche Werth legte.“

Allerdings machte Geiger auch deutlich, worin für ihn die Unterschiede zur christlichen Sicht Jesu bestanden, die er vor allem vom paulinischen Christentum bestimmt sah, das den Boden des Judentums verlassen hatte und stärker von griechisch-philosophischen Gedanken geprägt war: „Auch ich halte ihn nicht für Gottes Sohn, nicht für einen Messias, nicht für einen Propheten; [...] ich halte ihn für eine höchst bedeutende, in die Weltgeschichte großartig eingreifende, Persönlichkeit. Dieses Urtheil theilen die Meisten meiner Glaubensgenossen mit mir.“

In der bildenden Kunst wurden diese Vorstellungen von einem ins Judentum zurückgeholten Jesus einige Jahre später aufgegriffen. 1873 schuf der russisch-jüdische Bildhauer **Mark Antokolski** (1843-1902) mit seiner Ecce-Homo-Skulptur „Jesus vor dem Volk“ die erste Skulptur, die Jesus eindeutig als Juden zeigte. Er brach dabei ganz bewusst mit der traditionellen christlichen Ikonographie, indem er Jesus nicht halbnackt, von der Geißelung gezeichnet vor das Volk treten ließ, sondern ihn als stolzen, würdevollen, ungebrochenen, nachdenklichen Propheten darstellte. Der gefesselte Jesus ist durch ein gestreiftes Beduinengewand, Kippa, Schläfenlocken und Gebetsschal eindeutig als Jude erkennbar.

Jesus war für Antokolski eine machtvolle jüdische Gestalt, die seinem jüdischen Volk eine bedeutende spirituelle Botschaft gebracht hatte, eine Botschaft, die später von Jesu Anhängern verfälscht und gegen das Judentum und die Juden gerichtet worden war:

„Ich möchte ihn als Reformers zeigen, der gegen das Unrecht der Pharisäer und Sadduzäer rebellierte. Er lebte und starb als Jude für die Wahrheit und für die Brüderlichkeit. Deshalb habe ich mich entschieden, ihn als typischen Juden mit einer Kopfbedeckung darzustellen.“

Und ergänzend fügt er hinzu:

„Ich glaube wirklich, dass, wenn Christus auferstehen und sehen würde, wie seine Ideen von den Vätern der Inquisition und anderen verdreht und missbraucht wurden, er gegen sie rebellieren würde, wie er gegen die Pharisäer rebellierte, und er einwilligen würde, zehn weitere Male für seinen Glauben gekreuzigt zu werden.“

Antokolski wollte – wie er in Briefen an seine christlichen Mäzene äußerte – angesichts wachsender Judenverfolgungen in Russland seine mahnende Stimme erheben. Er kritisierte die Christen, die im Namen Christi ihre jüdischen Mitbürger verfolgten. Indem sie dies taten, so Antokolski, würden sie Jesus selbst verfolgen. Wenn Jesus in der Gegenwart wiederkäme, so würde er selbst gegen das intolerante Christentum seine Stimme erheben, wie



Mark Antokolski (1843-1902) „Jesus vor dem Volk“; Foto: shakko CC BY-SA 3.0

er es zu seinen Lebzeiten gegen die Pharisäer getan hätte. Antokolski, der 1843 als Sohn streng gläubiger, armer Juden in Vilnius geboren wurde und sich der Haskala, der jüdischen Aufklärungsbewegung zugehörig fühlte, sah die Kritik an seiner Jesus-Skulptur schon vor deren öffentlichen Präsentation voraus:

„Ich stelle mir vor, wie Juden und Christen gleichermaßen sich gegen mich erheben werden. Die Juden werden wahrscheinlich sagen: Wie kann er nur Christus darstellen? Und die Christen werden sagen: Was für einen Christus hat er bloß geschaffen?“

Und in der Tat brach ein gewaltiger Sturm der Entrüstung über Antokolski herein. Russische Christen warfen ihm eine unrechtmäßige Aneignung von Themen vor, deren christlichen Gehalt er nicht verstünde. Der russische Architekt und Kunstkritiker Wassili Petrowitsch Stassow (1769–1848) bemerkte dazu: *„Für diese Leute war es in Ordnung, sich Christus wie einen Römer oder ein akademisches Modell vorzustellen, aber wie einen Juden – niemals!“* Die Heftigkeit der Kritik erschütterte Antokolski tief. Er verließ Russland und ging ins Ausland, wo er 1902 in Frankfurt am Main starb.

Ähnliche Ziele wie Antokolski verfolgte der jüdische Maler **Maurycy Gottlieb** (1856-1879), der 1856 im galizischen Drohobytsch, das damals Teil der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie war, geboren wurde und 1879 in Krakau mit gerade einmal 23 Jahren sehr jung starb. Seine jüdische Familie gewährte ihm eine säkulare, deutschsprachige Schulausbildung. Bereits als Schüler und später als Student in Wien, Krakau, München und Rom sah er sich mehrfach antisemitischen Angriffen ausgesetzt. Schon früh fühlte er sich zur zeitgenössischen Historienmalerei hingezogen und erstrebte mit seinen Bildern einen Brückenschlag zwischen christlicher und jüdischer Kultur. Er hoffte so, dem wachsenden Antisemitismus allmählich den Boden zu entziehen: *„Wie sehr möchte ich alle Vorurteile gegen mein Volk beseitigen [...] und Frieden zwischen den Polen und den Juden zu bringen, denn die Geschichte beider Völker ist eine Chronik von Trauer und Angst!“*

In seinem 1877 begonnenen, letztlich unvollendeten Gemälde **„Christus vor seinen Richtern“** stellt er sich bewusst in die Nachfolge Antokolskis. Gottlieb lässt Jesus, den er genau in der Bildmitte platziert, gelassen, würdevoll und selbstbewusst vor den Sanhedrin, den obersten jüdischen Gerichtshof unter dem Vorsitz des Hohenpriesters Kajaphas, auftreten. Wie bei Antokolski ist er durch orientalische Kleidung, Kopfbedeckung, Gebetsmantel, Schläfenlocken und Bart deutlich als Jude erkennbar. Eine der beiden römischen Soldaten, die hinter ihm stehen, halten eine Dornenkrone über seinen Kopf, verspotten ihn so als König der Juden und weisen

so gleichzeitig auch auf eine der Streitfragen in der Verhandlung hin. In einer offenen Gesprächsgeste wendet sich Jesus dem Hohepriester Kajaphas zu, der erhöht auf einer Art Thronsessel oder Richterstuhl sitzt und seinen neben ihm stehenden Schwiegervater Hannas, der vor ihm selbst Hohepriester war, zu beschwichtigen sucht. Zum Zeichen seiner Entrüstung und seines Protests hält Hannas mit beiden Händen eine Gerte über seinen Kopf. Hinter Kajaphas hebt man eine aufgerollte Thorarolle in die Höhe, auf der das erste der Zehn Gebote in hebräischer Sprache zu lesen ist: *„Du sollst keine anderen Götter neben mir haben.“* Gottlieb wählte bewusst dieses Gebot aus, wird es doch von Juden als größte Differenz zum Christentum gesehen. Während die Evangelien die Prozesse Jesu vor dem Sanhedrin und vor Pilatus räumlich und zeitlich trennen, bringt Gottlieb sie in seinem Gemälde zusammen, indem er am rechten Bildrand den römischen Statthalter Pontius Pilatus unter einem Baldachin mit dem SPQR-Zeichen einfügt. Auch unter dem Volk sind einige Römer zu erkennen, die sich durch ihre Kleidung und ihre Bartlosigkeit deutlich von den bärtigen, orientalisches gekleideten Juden abheben. Gottlieb wollte damit – historisch durchaus völlig korrekt – den maßgeblichen Anteil Roms an der Verurteilung und Hinrichtung Jesu herausstellen. Mit Ausnahme von Hannas bleiben die übrigen Mitglieder des Sanhedrins eher ruhig und gelassen. Eine fanatische Stimmungsmache gegen Jesus, wie sie die christliche Tradition erfunden hatte, um sich in der frühchristlichen Mission eine Erleichterung zu verschaffen, ist – abgesehen von Hannas – bei Gottlieb nicht zu finden. Er stellt den Disput zwischen Jesus und dem Sanhedrin damit als ein für das Judentum durchaus normales innerjüdisches Streitgespräch dar. Gottlieb holt Jesus als Schriftgelehrten und Rabbiner in das Judentum zurück und relativiert zudem den kollektiven Gottesmordvorwurf der christlichen Theologie.

Noch deutlicher als in „Christus vor seinen Richtern“ verleiht Gottlieb Jesus in dem ein Jahr später entstandenen Bild **„Jesus predigt in Kafarnaum“** orientalisches-jüdische Züge: Mit seinen langen, schwarzen, wild gelockten Haaren und seinem üppig sprießenden Bart entspricht er in keiner Weise dem zeitgenössischen europäischen Jesusbild, das sich am Jesusbild der Nazarener orientiert hatte. Erneut weisen Kopfbedeckung und Gebetsmantel



Maurycy Gottlieb (1856-1879),
„Christus vor seinen Richtern“



Maurycy Gottlieb (1856-1879),
„Jesus predigt in Kafarnaum“

Jesus getan hat – in die Tradition der jüdischen Schriftauslegung. Wie von den Evangelien mehrfach bezeugt, besuchte Jesus regelmäßig in den Städten, durch die er während seiner Tätigkeit als Wandermissionar kam, die örtlichen Synagogen, nahm dort am Gottesdienst teil und legte immer wieder die Thora aus. Bei Gottlieb trifft Jesus mit seiner Predigt überwiegend auf interessierte Zuhörer. Die deutlichste Ablehnung zeigt ein bartloser Römer mit Toga am rechten Bildrand, der skeptisch bzw. gelangweilt die Worte Jesu vernimmt. Auch ein Jude, der vor der Bima steht, Jesus den Rücken zukehrt und sein Gesicht in die linke Hand stützt, scheint der Botschaft Jesu eher kritisch oder zumindest sehr nachdenklich gegenüberzustehen. Jesus ruft jedoch auch helle Begeisterung und tiefe religiöse Zustimmung hervor. Unmittelbar vor der Bima wendet sich ein Jude ihm direkt zu und erhebt seine Hände zum Gebet. In tiefe Andacht versunken, lauscht mit gefalteten Händen ein Mädchen

im roten Gewand, das sich entgegen der orthodoxen jüdischen Tradition nicht wie die übrigen Frauen in der im Hintergrund hinter einer Balustrade erkennbaren Frauensynagoge aufhält, sondern sich unter die Männer gemischt hat, vermutlich um Jesus näher zu sein. Der Künstler selbst hat sich an zentraler Stelle rechts vor der Bima mit grünem Obergewand und großem Ohrring im linken Ohr dargestellt. Er zitiert hier sein zwei Jahre zuvor entstandenes Selbstporträt als persischer König „Ahasverus“. Interessiert hört er den Worten Jesu zu und kann sich ganz offenkundig in vielem, was dieser Jesus sagt, als frommer Jude wiederfinden. Die Botschaft des Gemäldes geht somit unverkennbar in zwei Richtungen: Den Christen will Gottlieb bewusst machen, dass Jesus als Jude tief in der jüdischen Tradition verwurzelt ist. Er predigt mit den Attributen eines frommen Juden nicht von der Kanzel einer Kirche, sondern der Bima einer Synagoge. Den Juden schreibt er ins Stammbuch, dass sie die Botschaft des Zimmermannssohns aus Nazareth nicht einfach ignorieren sollten, sondern ihn als einen der ihren, als großen Schriftgelehrten und Propheten, ins Judentum heimholen sollten. Gottliebs Jesus könnte sich problemlos zu den gläubigen Juden in seinem im selben Jahr entstandenen Bild „**Betende Juden in der Synagoge an Jom Kippur**“ gesellen, ohne als nicht dazugehörig empfunden zu werden. Er würde in dieser Umgebung als Jude unter Juden gelten. Ähnlich wie in Gottliebs Jesusbild versammeln sich die jüdischen Gläubigen auf diesem Gemälde am höchsten jüdischen Feiertag, dem Versöhnungstag, an dem die frommen Juden Gott und ihre Mitmenschen um Vergebung für die im vergangenen Jahr begangenen Fehler und Vergehen bitten, in der Synagoge um Bima und Thora, die im Zentrum des jüdischen Glaubens (aber auch der Verkündigung Jesu) stehen.

im roten Gewand, das sich entgegen der orthodoxen jüdischen Tradition nicht wie die übrigen Frauen in der im Hintergrund hinter einer Balustrade erkennbaren Frauensynagoge aufhält, sondern sich unter die Männer gemischt hat, vermutlich um Jesus näher zu sein. Der Künstler selbst hat sich an zentraler Stelle rechts vor der Bima mit grünem Obergewand und großem Ohrring im linken Ohr dargestellt. Er zitiert hier sein zwei Jahre zuvor entstandenes Selbstporträt als persischer König „Ahasverus“. Interessiert hört er den Worten Jesu zu und kann sich ganz offenkundig in vielem, was dieser Jesus sagt, als frommer Jude wiederfinden. Die Botschaft des Gemäldes geht somit unverkennbar in zwei Richtungen: Den Christen will Gottlieb bewusst machen, dass Jesus als Jude tief in der jüdischen Tradition verwurzelt ist. Er predigt mit den Attributen eines frommen Juden nicht von der Kanzel einer Kirche, sondern der Bima einer Synagoge. Den Juden schreibt er ins Stammbuch, dass sie die Botschaft des Zimmermannssohns aus Nazareth nicht einfach ignorieren sollten, sondern ihn als einen der ihren, als großen Schriftgelehrten und Propheten, ins Judentum heimholen sollten. Gottliebs Jesus könnte sich problemlos zu den gläubigen Juden in seinem im selben Jahr entstandenen Bild „**Betende Juden in der Synagoge an Jom Kippur**“ gesellen, ohne als nicht dazugehörig empfunden zu werden. Er würde in dieser Umgebung als Jude unter Juden gelten. Ähnlich wie in Gottliebs Jesusbild versammeln sich die jüdischen Gläubigen auf diesem Gemälde am höchsten jüdischen Feiertag, dem Versöhnungstag, an dem die frommen Juden Gott und ihre Mitmenschen um Vergebung für die im vergangenen Jahr begangenen Fehler und Vergehen bitten, in der Synagoge um Bima und Thora, die im Zentrum des jüdischen Glaubens (aber auch der Verkündigung Jesu) stehen.

Mit freundlicher Genehmigung aus Hans-Jürgen Beck, *Annäherung an Jeschua*, Dettelbach 2023, ISBN 978-3-89754-650-9. Die Textauszüge wurden ohne die zahlreichen Anmerkungen abgedruckt. Diese und alle anderen Belegstellen finden sich in der Buchausgabe. Diese erscheint demnächst im Röhl Verlag, Dettelbach <https://roell-verlag.de/>

Für den Abdruck an dieser Stelle wurden die Bildrechte von der Redaktion der BlickPunkte recherchiert und wo nötig eingeholt.

Hans-Jürgen Beck, Jg. 1962, studierte Kath. Theologie und Germanistik für das Lehramt an Gymnasien an den Universitäten in Würzburg und Freiburg.

COMPASS

der einzigartige Infodienst für christlich-jüdische und deutsch-israelische Tagesthemen im Web!
Täglich aktuell das Neueste über Israel/Nahost, Antisemitismus/Rechtsradikalismus, Erinnern/Gedenken und über den christlich-jüdischen wie interreligiösen Dialog. Dazu gibt es einschlägige Rezensionen und Fernseh-Tipps.

Jetzt fünf tagesaktuelle Ausgaben kostenfrei und unverbindlich probelesen!
Einfach Mail an: abo@compass-infodienst.de Betreff: Probe-Abo
Weitere Infos und Bestellmöglichkeiten: www.compass-infodienst.de